

Janet Evanovich

Mitten
ins Herz

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Thomas Stegers

GOLDMANN

Buch

Was hat Stephanie Plum, was andere Frauen nicht haben? Nach Ansicht ihrer Mutter: bedauerlicherweise immer noch keinen Mann, dafür einen gefährlichen Beruf als Kautionsdetektivin, dazu eine verrückte Großmutter und einen Hamster, der in einer Suppendose lebt. Nach Ansicht von Stephanie: zwei unwiderstehliche Männer zwischen denen sie sich nicht entscheiden kann und ein kleines Problem. Das Problem ist Eddie DeChooch, ein in die Jahre gekommener Gauner, der des Zigaretenschmuggels angeklagt ist. Nachdem er zu seiner Verhandlung nicht erschienen ist, soll Stephanie ihn finden und vor Gericht bringen. Doch das ist leichter gesagt als getan. Eddie mag nicht mehr der Jüngste sein, aber er hat Erfahrung im Untertauchen. Und er schreckt offenbar auch vor Waffengewalt nicht zurück, wie die tote ältere Dame in seinem Schuppen vermuten lässt. Stephanie bittet den mysteriösen Ranger um Hilfe, ein Bild von einem Mann und der beste Ganovenjäger weit und breit. Aber Ranger verlangt einen ganz besonderen Preis für seine Dienste: eine Nacht mit Stephanie – nicht gerade ein Handel, den sie mit ihrem quasi-Verlobten, dem Polizisten Joe Morelli, besprechen könnte. Vor allem, da bei Tinas Brautmoden inzwischen ein Hochzeitskleid auf sie wartet...

Autorin

Janet Evanovich stammt aus South River, New Jersey, und lebt heute in New Hampshire. »Mitten ins Herz« ist ihr siebter Stephanie-Plum-Roman, weitere sind bei Goldmann bereits in Vorbereitung. Die Autorin wurde von der Crime Writers Association mit dem »Last Laugh Award« und dem »Silver Dagger« ausgezeichnet. Bereits zweimal erhielt sie den Krimipreis des Verbands der unabhängigen Buchhändler in den USA. Weitere Informationen zur Autorin und ihren Romanen unter www.evanovich.com.

Von Janet Evanovich bereits erschienen:

Einmal ist keinmal. Roman (42877) · Zweimal ist einmal zuviel. Roman (42878) · Eins, zwei, drei und du bist frei. Roman (44581) · Aller guten Dinge sind vier. Roman (44679) · Vier Morde und ein Hochzeitsfest. Roman (54135) · Tödliche Versuchung. Roman (45546) · Liebe für Anfänger. Roman (45731) · Heiße Beute. Roman (gebundene Ausgabe, Manhattan Verlag, 54563)

Prolog

Den größten Teil meiner Kindheit über hegte ich beruflich nur bescheidene Ambitionen – ich wollte eine intergalaktische Prinzessin werden. Auf die Herrschaft über irgendwelche Weltraumhorden legte ich keinen gesteigerten Wert. Ich wollte immer nur das Cape und die sexy Stiefelchen tragen, in der Hand eine coole Waffe.

Wie das Leben so spielt, klappte es mit der Prinzessin nicht, also ging ich erst mal aufs College, und nach meinem Abschluss arbeitete ich bei einer Ladenkette als Einkäuferin für Damenunterwäsche. Das klappte dann auf die Dauer auch nicht, deswegen erpresste ich meinen Vetter, einen Kautionsmakler, mir einen Job als Kautionsdetektivin zu geben. Komisch, was das Schicksal für uns so bereithält. Das Cape und die sexy Stiefelchen habe ich nie bekommen, dafür habe ich jetzt eine coole Waffe. Zugegeben, es ist nur eine kleine 38er, und ich bewahre sie in einer Keksdose zu Hause in der Küche auf, aber es bleibt trotzdem eine Waffe, oder?

Damals, als ich noch zur Prinzessin ausgebildet werden wollte, hatte ich gelegentlich Zoff mit dem bösen Jungen aus meinem Viertel. Er war zwei Jahre älter als ich, und er hieß Joe Morelli. Ständig belästigte er einen.

Zoff habe ich heute noch mit Morelli, und belästigen tut er mich auch immer noch – aber es ist die Art von Belästi-

gung, die Frauen gefällt. Morelli ist Polizist, und seine Waffe ist größer als meine, und er bewahrt sie nicht zu Hause in einer Keksdose auf.

Neulich, im Verlauf einer Libidoattacke, hat er mir einen Heiratsantrag gemacht. Er hatte mir die Jeans aufgeknöpft, einen Finger in den Hosenbund gehakt und mich zu sich herangezogen. »Was diesen Antrag betrifft, Pilzköpfchen...«, hatte er gesagt.

»Welchen Antrag?«

»Den Heiratsantrag.«

»Ist das dein Ernst?«

»Es drängt.«

Das war nicht zu übersehen.

Ich muss gestehen, bei mir drängte es auch. Ich bekam ja schon Anwandlungen beim Anblick meiner elektrischen Zahnbürste. Das Problem war bloß, dass ich mich noch nicht reif für eine Ehe fühlte. Verheiratet zu sein ist meiner Meinung nach eine beängstigende Vorstellung. Man muss sich eine Toilette teilen, damit fängt es schon mal an. Und dann die Phantasien. Angenommen, die intergalaktische Prinzessin in mir kommt wieder zum Vorschein, und ich muss mich auf eine Mission begeben.

Morelli schüttelte den Kopf. »Überlegst du noch?«

»Es gibt viel zu bedenken.«

»Ich nenne dir nur mal die Vorteile: Hochzeitstorte, oraler Sex, und du darfst meine Kreditkarte benutzen.«

»Das mit der Hochzeitstorte gefällt mir am besten.«

»Das andere wird dir auch noch gefallen«, sagte Morelli.

»Ich muss mir das noch überlegen.«

»Gut«, sagte Morelli. »Lass dir Zeit. Aber kannst du nicht auch oben im Schlafzimmer überlegen?«

Sein Finger steckte noch immer am Hosenbund meiner

Jeans, und mir wurde allmählich heiß da unten. Unwillkürlich sah ich hinüber zur Treppe nach oben.

Morelli grinste und zog mich an sich. »Denkst du gerade an die Hochzeitstorte?«

»Nein«, sagte ich. »Und an die Kreditkarte auch nicht, wenn du das meinst.«

1

Mir schwante nichts Gutes, als Vinnie mich in sein Arbeitszimmer rief. Vinnie ist mein Chef und mein Vetter. Auf irgendeiner Klotür habe ich mal den Spruch gelesen: Vinnie rammelt wie ein Frettchen. Erst wusste ich nicht recht, wie das gemeint sein sollte, aber jetzt erscheint es mir einleuchtend, da Vinnie auch wie ein Frettchen aussieht. Der rubinrote Ring, der an einem Finger steckte, erinnerte mich an die billigen Blechjuwelen, die man auf der Kirmes an Spielautomaten gewinnen kann. Vinnie trug ein schwarzes Hemd und eine schwarze Krawatte, das schütterere schwarze Haar war pomadisiert und nach hinten gekämmt, in der Manier der Spielbankbosse in den alten Gangsterfilmen, und sein Gesichtsausdruck sagte klar und deutlich: nicht zufrieden.

Ich sah ihn über den Schreibtisch hinweg an und versuchte, keine Miene zu verziehen. »Was ist denn jetzt schon wieder?«

»Ich habe Arbeit für dich«, sagte Vinnie. »Eddie DeChooch, dieser Schweinehund, wird vermisst. Spür ihn auf und schaff mir den Flacharsch hierher. Der Kerl hat sich mit einer Lastwagenladung Schmuggelzigaretten aus Virginia erwischen lassen, und jetzt hat er seinen Gerichtstermin versäumt.«

Ich verdrehte die Augen so weit nach oben Richtung Schädeldecke, dass ich meine Haarwurzeln sehen konnte. »Ich laufe doch nicht hinter Eddie DeChooch her. Der Mann ist

alt, er bringt Menschen um, und er geht mit meiner Oma aus.«

»Eddie DeChooch bringt kaum noch Menschen um«, beruhigte mich Vinnie. »Er hat den grauen Star. Bei seinem letzten Versuch, jemanden zu töten, hat er ein ganzes Magazin in ein Bügelbrett verschossen.«

Vinnie betreibt eine Kautionsagentur in Trenton, New Jersey. Vincent Plum, Kautionsmakler. Wird jemand eines Verbrechens angeklagt, hinterlegt Vinnie vor Gericht eine Barkaution; das Gericht setzt den Angeklagten bis zum Prozesstermin auf freien Fuß, und Vinnie kann nur hoffen, dass sein Schützling zum Gerichtstermin auch wieder erscheint. Sollte der Angeklagte sich dazu entschließen, auf das Vergnügen eines Gerichtsprozesses zu verzichten, ist Vinnie sein Geld los, es sei denn, ich spüre den Vermissten auf und führe ihn wieder der Justiz zu. Ich bin Stephanie Plum, Kautionsdetektivin, sprich: Kopfgeldjägerin. Ich hatte den Job damals angenommen, weil die Zeiten schlecht waren und nicht einmal die Tatsache, dass ich mit meiner Examensnote zu den oberen achtundneunzig Prozent meines College-Jahrgangs gehörte, mir zu einer besseren Position verhalf. Die wirtschaftliche Lage hat sich seitdem verbessert, und eigentlich gibt es keinen vernünftigen Grund, warum ich immer noch hinter den Bösen herrenne, außer dass es meine Mutter aufregt und ich bei der Arbeit keine Strumpfhose tragen muss.

»Lieber würde ich den Job Ranger übertragen, aber der ist außer Landes«, sagte Vinnie. »Bleibst nur noch du übrig.«

Ranger ist eine Art Söldner, der gelegentlich auch als Kopfgeldjäger tätig ist. Er ist ein Profi, bei allem, was er anfasst. Er kann einem Angst machen. »Was hat Ranger denn außer Landes zu tun? Was heißt überhaupt ›außer Landes? Asien? Amerika? Miami?«

»Er nimmt in Puerto Rico eine Verhaftung für mich vor.« Vinnie schob mir einen Schnellhefter hin. »Hier ist die Kautionsvereinbarung für DeChooch und eine Festnahmebefugnis. DeChooch hat mich Fünzigtausend gekostet, für dich kommen also fünftausend dabei rum. Fahr rüber zu DeChooch und find heraus, warum er gestern nicht zur Anhörung vor Gericht erschienen ist. Connie hat bei ihm zu Hause angerufen, aber es ist keiner rangegangen. Scheiße, vielleicht liegt er tot in seiner Küche! Ein Rendezvous mit deiner Oma hat schon so manchen umgehauen.«

Vinnies Büro ist in der Hamilton Avenue, was auf den ersten Blick keine Topadresse für eine Kautionsagentur ist. Die meisten Agenturen befinden sich gegenüber vom Gefängnis. Der Unterschied besteht darin, dass viele Personen, für die Vinnie eine Kaution stellt, entweder Verwandte oder Nachbarn sind und in den Querstraßen zur Hamilton wohnen, in Chambersburg, kurz: Burg. Ich bin in Burg aufgewachsen, und meine Eltern wohnen noch immer da. Eigentlich ist es eine ziemlich sichere Wohngegend, weil die Kriminellen aus Burg peinlich darauf achten, ihre Taten lieber woanders zu begehen. Außer einmal vielleicht, als Jimmy Testament Zwei-Zehen-Garibaldi im Schlafanzug aus seinem Haus verschleppte und ihn auf die Müllkippe verfrachtete. Immerhin, die tödliche Prügelei fand nicht in Burg statt. Und die Männer, deren Leichen man im Keller des Süßwarenladens in der Ferris Street entdeckte, stammten nicht aus Burg, statistisch gesehen sind die also auch nicht relevant.

Connie Rosolli blickte auf, als ich aus Vinnies Arbeitszimmer trat. Connie ist unsere Büroleiterin. Sie schmeißt den Laden, wenn Vinnie Bösewichte aufscheucht und/oder mal wieder Unzucht mit Haustieren treibt.

Connie hatte ihr Haar auf den dreifachen Umfang ih-

res Kopfes hochtoupirt, trug einen rosa Pullover mit V-Ausschnitt, unter dem sich Brüste wölbten, zu denen eine wesentlich größere Frau gepasst hätte, und einen knappen schwarzen Strickrock, der einer wesentlich schmaleren Frau gestanden hätte.

Connie gehört zum Inventar, seit Vinnie das Geschäft gegründet hat. Sie hat nur deswegen so lange durchgehalten, weil sie sich nichts bieten lässt und den mageren Sold an besonders schlechten Tagen mit einem Griff in die Portokasse aufbessert.

Als sie mich mit dem Schnellhefter in der Hand sah, verzog sie das Gesicht. »Hast du wirklich vor, Eddie DeChooch hinterherzulaufen?«

»Ich kann nur hoffen, dass er tot ist.«

Lula fläzte sich auf dem Kunstledersofa, das an der Wand aufgestellt war und Kautionsnehmern sowie ihren bedauerlichen Angehörigen als Ankerplatz diente. Lulas Haut und der Sofabezug hatten beide den gleichen braunen Farbton, nur Lulas Haare hoben sich davon ab, heute waren sie kirschrot.

Neben Lula komme ich mir immer ein bisschen blass vor. Ich bin Amerikanerin italienisch-ungarischer Abstammung in der dritten Generation. Von meiner Mutter habe ich die helle Haut und die blauen Augen, dazu die gute Verdauung. Ich kann Kuchen essen und kriege – meistens jedenfalls – anschließend immer noch den obersten Knopf meiner Jeans zu. Väterlicherseits habe ich einen nicht zu bändigenden braunen Haarschopf und eine Vorliebe für italienische Gesten geerbt. Ohne Begleitung, mit tonnenschwerer Wimperntusche und zehn Zentimeter hohen Absätzen gelingt es mir, einiges Aufsehen zu erregen – wenn ich einen guten Tag erwische. Im Vergleich zu Lula bin ich Aschenputtel.

»Ich würde dir ja gerne dabei helfen, den Kerl wieder hinter Gitter zu bringen«, sagte Lula. »Den Beistand einer Frau mit Übergröße könntest du bestimmt gut gebrauchen. Schade nur, dass ich den Anblick von Toten einfach nicht ab kann. Sehe ich einen Toten, kriege ich das kalte Grausen.«

»Ich weiß gar nicht, ob er wirklich tot ist«, sagte ich.

»Na gut«, sagte Lula. »Dann bin ich dabei. Wenn er lebt, poliere ich ihm die Fresse; wenn er tot ist, mache ich die Biege.«

Lula hatte eine große Klappe, aber in Wahrheit sind wir beide die reinsten Waschlappen, wenn Fresse polieren angesagt ist. Lula war früher mal Nutte, heute macht sie die Aktenablage bei Vinnie. Als Nutte war sie so gut wie heute bei der Aktenablage, und Akten ablegen kann sie echt schlecht.

»Sollen wir nicht lieber unsere Westen überziehen?«, sagte ich.

Lula holte ihre Handtasche aus der untersten Schreibtischschublade hervor. »Wie du willst, aber ich ziehe diese Kevlar-Weste nicht an. Wir haben sowieso keine in meiner Größe da, außerdem würde sie meine individuelle modische Note kaputtmachen.«

Ich trug Jeans und T-Shirt, keine besonders individuelle modische Note, also deswegen holte ich mir eine Weste aus dem hinteren Zimmer.

»Meine Fresse«, sagte Lula, als wir nach draußen auf den Bürgersteig traten, »was haben wir denn da?«

»Ich habe mir ein neues Auto gekauft.«

»Recht so, Mädchen. Ein Klaseschlitten.«

Es war ein schwarzer Honda CR-V, und die Raten brachten mich um. Ich musste mich entscheiden, wofür ich mein Geld ausgeben wollte, Essen oder cooles Auftreten, und cooles Auftreten hatte eindeutig den Vorrang. Alles hat schließlich seinen Preis.

»Wo fahren wir überhaupt hin?«, fragte Lula und ließ sich neben mir nieder. »Wo wohnt der Scheißer?«

»Wir fahren nach Burg. Eddie DeChooch wohnt drei Straßen weiter, vom Haus meiner Eltern aus.«

»Triffst er sich wirklich mit deiner Oma?«

»Sie hat ihn vor zwei Wochen zufällig bei einer Trauerfeier mit Leichenaufbahrung in Stivas Beerdigungsinstitut kennen gelernt, und anschließend sind sie Pizza essen gegangen.«

»Glaubst du, dass die beiden einen losgemacht haben?«

Beinahe hätte ich das Auto gegen die Bordsteinkante gesetzt. »Ihh! Sag so was nicht!«

»Man wird doch noch fragen dürfen«, erwiderte Lula.

DeChooch lebt in einem kleinen Zweifamilienhaus aus Backstein. Die eine Hälfte wird von Angela Marguchi, siebzig und ein paar Zerquetschte, und ihrer Mutter, neunzig und ein paar Zerquetschte, bewohnt, die andere Hälfte von DeChooch. Ich hielt vor DeChoochs Hälfte an, und Lula und ich gingen zur Haustür. Ich trug meine kugelsichere Weste, Lula ein elastisches Leopardenteil und eine gelbe Stretchhose. Lula ist von üppiger Gestalt, und sie neigt dazu, die Dehnbarkeit von Lycra voll auszureizen.

»Du gehst vor und guckst nach, ob er tot ist«, sagte Lula. »Wenn sich herausstellt, dass er nicht tot ist, sagst du mir Bescheid, und ich komme und poliere ihm die Fresse.«

»Von wegen.«

»Hm«, sagte sie, die Unterlippe vorgestreckt. »Glaubst du, ich würde mich nicht trauen, ihm die Fresse zu polieren?«

»Stell dich lieber neben die Tür«, sagte ich. »Nur für den Fall.«

»Gute Idee«, meinte Lula und trat zur Seite. »Normalerweise habe ich vor nichts Angst, aber ich will keine Blutspritzer auf mein Oberteil kriegen.«

Ich drückte die Klingel und wartete auf eine Reaktion. Es kam keine. Ich schellte ein zweites Mal. »Mr. DeChooch?«, rief ich.

Die Tür zum Nachbarhaus ging auf, und Angela Marguchi steckte den Kopf hindurch. Sie war fünfzehn Zentimeter kleiner als ich, hatte weißes Haar, einen vogelartigen Schädel, eine Zigarette zwischen den Lippen, und ihre Augen waren vor Alter und Qualm ganz schmal. »Was soll der Radau?«

»Ich wollte zu Eddie.«

Sie musterte mich aus der Nähe, und ihre Miene erhellte sich, als sie mich erkannte. »Stephanie Plum. Meine Güte, Sie habe ich ja eine Ewigkeit nicht mehr gesehen. Ich habe gehört, dieser Polizist von der Sitte hätte Sie geschwängert. Wie heißt er doch gleich? Joe Morelli.«

»Ein böses Gerücht.«

»Was ist nun mit DeChooch?«, fragte Lula. »Hat er sich mal blicken lassen in letzter Zeit?«

»Der ist nebenan, zu Hause«, sagte Angela. »Aber er geht kaum noch raus. Hat Depressionen. Will mit keinem reden und so.«

»Er geht nicht an die Tür.«

»Er geht nicht mal ans Telefon. Sie können ruhig ins Haus gehen. Er lässt die Tür immer unverschlossen. Er sagt, er wartet darauf, dass jemand kommt und ihn erschießt und ihn von seinem Leid erlöst.«

»Ganz bestimmt nicht wir«, sagte Lula. »Obwohl – wenn er ein bisschen was springen lässt, wüsste ich da jemanden, der...«

Vorsichtig drückte ich Eddies Haustür auf und trat in den Flur. »Mr. DeChooch?«

»Hauen Sie ab.«

Die Stimme kam aus dem Wohnzimmer rechts von mir.

Die Rollos waren heruntergezogen, und der Raum war dunkel. Ich blinzelte mit den Augen in die Richtung, aus der die Stimme kam.

»Ich bin's, Mr. DeChooch. Stephanie Plum. Sie haben Ihren Gerichtstermin verpasst. Vinnie macht sich schon Sorgen um Sie.«

»Ich gehe nicht zum Gericht«, sagte DeChooch. »Nirgendwo gehe ich hin.«

Ich trat weiter ins Zimmer und sah ihn jetzt in einer Ecke auf einem Stuhl sitzen. DeChooch war ein drahtiger kleiner Mann mit weißen zerzausten Haaren. Er trug nur Unterhemd und Boxershorts am Leib, an den Füßen schwarze Socken und schwarze Schuhe.

»Was sollen denn die Schuhe?«, fragte Lula.

DeChooch sah hinab. »Ich friere an den Füßen.«

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Sie ziehen sich fertig an, und wir bringen Sie zum Gericht, damit Sie einen neuen Termin vereinbaren können«, sagte ich.

»Hören Sie schlecht? Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich nirgendwohin gehe. Gucken Sie mich doch an. Ich bin depressiv.«

»Sie haben keine Hose an. Vielleicht kommen daher Ihre Depressionen«, sagte Lula. »Ich jedenfalls wäre beruhigter, wenn ich nicht befürchten müsste, jeden Moment Ihren Piepmatz aus den Boxershorts baumeln zu sehen.«

»Sie haben ja keine Ahnung«, sagte DeChooch. »Sie haben keine Ahnung, was es bedeutet, alt zu sein und nichts mehr auf die Reihe zu kriegen.«

»Ja, ja, woher sollte ich auch?«, sagte Lula.

Lula und ich hatten nur Ahnung, was es bedeutet, *jung* zu sein und nichts mehr auf die Reihe zu kriegen. Lula und ich kriegen *nie* was auf die Reihe.

»Was tragen Sie da eigentlich?«, fragte mich DeChooch. »Ist das etwa eine kugelsichere Weste? Scheiße. Sehen Sie, was ich meine? Das ist einfach entwürdigend für mich. Das ist so, als würden Sie mich für zu blöd halten, Ihren Kopf zu treffen.«

»Sie hat sich nur gedacht, ein bisschen Vorsicht wäre ratsam, weil Sie damals doch das Bügelbrett umgenietet haben«, erklärte Lula.

»Das Bügelbrett! Das Bügelbrett! Was anderes kriege ich nicht mehr zu hören! Da macht man einen einzigen Fehler, und die Welt spricht nur noch darüber.« Er machte eine wegwerfende Geste mit der Hand. »Ach, Mist, warum soll ich Ihnen etwas vormachen. Ich zähle doch längst zum alten Eisen. Wissen Sie, weswegen man mich verhaftet hat? Ich wurde verhaftet, weil ich Zigaretten aus Virginia geschmuggelt habe. Ich kann nicht mal mehr richtig Zigaretten schmuggeln.« Er ließ den Kopf hängen. »Ich bin eine Niete. Eine Scheißniete. Da kann ich mich auch gleich erschießen.«

»Vielleicht haben Sie nur gerade eine Pechsträhne«, sagte Lula. »Wetten? Wenn Sie das nächste Mal wieder was schmuggeln, klappt es ganz bestimmt.«

»Meine Prostata ist hinüber«, sagte DeChooch. »Ich habe unterwegs angehalten, weil ich pissen musste. Dabei haben sie mich geschnappt, auf der Toilette der Raststätte.«

»Das ist wirklich ungerecht«, sagte Lula.

»Das ganze Leben ist eine Ungerechtigkeit. Im Leben geht es nie gerecht zu. Ich habe hart gearbeitet, und ich habe mir alles Mögliche – angeschafft. Und jetzt bin ich alt, und was passiert? Ich lasse mich beim Pinkeln verhaften. Oberpeinlich.«

Das Haus war in keinem besonderen Stil eingerichtet,

vermutlich hatten sich die Möbel im Laufe der Jahre einfach so angesammelt. Eine Mrs. DeChooch gab es nicht. Sie war vor Jahren gestorben. Und DeChooch-Ableger gab es, soweit mir bekannt war, auch keine.

»Ziehen Sie sich lieber was an«, sagte ich. »Wir müssen Sie wirklich dringend zum Gericht bringen.«

»Na schön«, sagte DeChooch. »Ist schließlich egal, wo ich rumhänge. Da kann ich auch im Gericht meine Zeit vertun.« Er stand auf, stieß einen mutlosen Seufzer aus und schlurfte mit hängenden Schultern zur Treppe. Dort drehte er sich um und sah uns an. »Ich brauche nur eine Minute.«

Das Haus ähnelte dem Haus meiner Eltern. Nach vorne raus lag das Wohnzimmer, in der Mitte das Esszimmer und nach hinten raus, zu einem schmalen Garten hin, die Küche. Oben befanden sich drei kleine Schlafzimmer und das Badezimmer.

Lula und ich saßen in der Dunkelheit und der Stille und lauschten den Schritten von DeChooch im Schlafzimmer über uns.

»Der hätte lieber die kleinen Muntermacher Prozac schmuggeln und sich gleich selbst ein paar einwerfen sollen«, sagte Lula.

»Ich finde, er sollte mal seine Augen untersuchen lassen«, sagte ich. »Meine Tante Rosa wurde auch am grauen Star operiert, und jetzt kann sie wieder sehen.«

»Ja, ja, mit gesunden Augen würde er sicher noch mehr Menschen töten. Das würde ihn ganz bestimmt aufmuntern.«

Also gut, sollte er sich seine Augen lieber doch nicht operieren lassen.

Lula sah hinüber zur Treppe. »Was macht er da bloß? Eine Hose anzuziehen kann doch nicht so lange dauern.«

»Vielleicht findet er sie nicht.«

»Glaubst du, dass er blind ist?«

Ich zuckte die Achseln.

»Ich höre ihn auch gar nicht mehr in seinem Zimmer rumoren«, sagte Lula. »Vielleicht ist er eingeschlafen. Das soll bei alten Leuten vorkommen.«

Ich ging zum Fuß der Treppe und rief nach oben. »Mr. DeChooch? Alles in Ordnung?«

Keine Antwort.

Ich rief noch mal.

»O Mann«, sagte Lula.

Ich lief die Treppe hoch, zwei Stufen auf einmal nehmend. Die Tür zu DeChoochs Schlafzimmer war geschlossen, ich schlug mit der Faust dagegen. »Mr. DeChooch?«

Immer noch keine Antwort.

Ich machte die Tür auf und schaute ins Zimmer. Es war leer. Das Badezimmer war auch leer, ebenso die beiden anderen Schlafzimmer. Von DeChooch keine Spur.

Scheiße.

»Was ist los?«, rief Lula von unten herauf.

»DeChooch ist weg.«

»Wie bitte?«

Lula und ich durchsuchten das ganze Haus. Wir sahen unter den Betten nach und in Kleiderschränken. Wir sahen im Keller nach und in der Garage. In DeChoochs Kleiderschrank hingen seine Klamotten, im Badezimmer lag noch seine Zahnbürste, und in der Garage stand friedlich sein Auto.

»Da brat mir doch einer einen Storch«, sagte Lula. »Wie ist der Mann bloß an uns vorbeigekommen? Wir haben die ganze Zeit vorne im Wohnzimmer gesessen. Wir hätten ihn doch an uns vorbeischleichen sehen müssen.«

Wir standen im Garten, und ich warf einen Blick hoch zum ersten Stock. Das Badezimmerfenster befand sich direkt über dem kleinen Vordach, das den Hinterausgang von der Küche zum Garten vor Regen schützte. Genau wie bei meinen Eltern. Als ich noch zur Schule ging, bin ich spätnachts auch immer aus dem Fenster geklettert, um mich mit meinen Freunden zu treffen. Meine Schwester Valerie, das Musterkind, hat so was natürlich nie gemacht.

»Möglicherweise ist er aus dem Fenster gestiegen«, sagte ich. »Und tief springen brauchte er auch nicht, dafür sind die beiden Mülltonnen ganz dicht an die Hauswand gerückt.«

»Der hat vielleicht Nerven. Erst macht er einen auf alt und schwach und depressiv, und dann, kaum hat man ihm den Rücken zgedreht, klettert er aus dem Fenster. Ich sag's ja, heutzutage kann man keinem Menschen mehr trauen.«

»Er hat uns reingelegt.«

»Aber hallo.«

Ich ging zurück ins Haus, durchsuchte die Küche und fand mit wenig Aufwand einen Schlüsselbund. Einen der Schlüssel probierte ich an der Haustür. Er passte. Ich schloss ab und steckte die Schlüssel in die Tasche. Meiner Erfahrung nach kehrt jeder Mensch früher oder später nach Hause zurück. Und wenn DeChooch nach Hause käme, könnte er auf die Idee kommen, die Tür zu verriegeln.

Ich klopfte an Angelas Tür und fragte sie, ob sie zufällig Eddie DeChooch bei sich versteckt hätte. Sie behauptete, ihn den ganzen Tag nicht gesehen zu haben; ich gab ihr daher meine Visitenkarte und wies sie an, mich zu benachrichtigen, falls DeChooch wieder auftauchte.

Lula und ich stiegen in mein neues Auto, und ich ließ den Motor an. Im selben Moment sah ich DeChoochs Schlüssel noch einmal vor meinem inneren Auge. Hausschlüssel.

Autoschlüssel, und da war noch ein dritter Schlüssel. Ich zog den Bund aus meiner Tasche und sah es mir an.

»Wofür ist wohl der dritte Schlüssel?«, fragte ich Lula.

»Der sieht aus, als gehörte er zu einem Vorhängeschloss für Schränke in Umkleideräumen oder Schuppentüren und so.«

»Hast du eben irgendwo einen Schuppen gesehen?«

»Nicht dass ich wüsste. Allerdings habe ich auch nicht weiter darauf geachtet. Glaubst du, er hält sich in einem Schuppen versteckt, neben Rasenmäher und Unkrautschere?«

Ich stellte den Motor ab. Wir stiegen aus und kehrten zurück zu dem Garten hinter DeChoochs Haus.

»Ich sehe hier keinen Schuppen«, stellte Lula fest. »Nur einige Mülleimer und eine Garage.«

Wir spähten zum zweiten Mal in die schummrige Garage.

»Hier steht nur das Auto«, sagte Lula.

Also gingen wir zur Rückseite, und dort befand sich ein Schuppen.

»Sieh einer an. Leider verschlossen«, sagte Lula. »Da müsste er schon Houdini sein, um sich von außen einzuschließen. Übrigens stinkt der Schuppen zum Himmel.«

Ich steckte den Schlüssel ins Schloss, und der Bügel sprang hoch.

»Moment noch«, sagte Lula. »Ich stimme dafür, dass wir den Schuppen lieber ungeöffnet lassen. Ich möchte gar nicht wissen, woher der eklige Geruch kommt.«

Ich riss an dem Griff, die Schuppentür flog weit auf, und Loretta Ricci starrte uns an: offener Mund, leerer Blick, fünf Löcher in der Brustmitte. Sie hockte auf der Erde, mit dem Rücken gegen die Wellblechwand gelehnt, das Haar schlohweiß von einer Portion Kalk, doch auch der hatte den Zersetzungsprozess, der nach dem Tod eintritt, nicht aufhalten können.

»Scheiße, diesmal ist es kein Bügelbrett.«

Ich knallte die Tür zu, hängte das Schloss wieder an seinen Platz und schaffte einen gebührenden Abstand zwischen mir und dem Schuppen. Jetzt bloß nicht kotzen, sagte ich mir, und holte ein paar Mal tief Luft. »Du hattest Recht«, sagte ich. »Ich hätte den Schuppen lieber nicht aufschließen sollen.«

»Du hörst ja nie auf mich. Jetzt haben wir den Salat. Alles nur, weil du so neugierig bist. Aber dabei bleibt es ja nicht. Ich weiß nämlich, was als Nächstes passiert. Du rufst die Polizei, und wir sitzen den ganzen Tag fest. Wenn du auch nur einen Funken Verstand hast, dann tu so, als hättest du nichts gesehen, und wir holen uns Pommes und 'ne Cola. Pommes und Cola könnte ich jetzt echt gut gebrauchen.«

Ich übergab ihr meine Autoschlüssel. »Hol dir von mir aus was zu essen, aber wehe, du bist in einer halben Stunde nicht wieder da. Ich verspreche dir: Wenn du mich im Stich lässt, schicke ich dir die Polizei auf den Hals.«

»O Mann, musst du mir so wehtun? Wann habe ich dich je im Stich gelassen?«

»Du lässt mich andauernd im Stich.«

»Hm«, sagte Lula.

Ich klappte mein Handy auf und rief die Polizei an. Nach wenigen Minuten hörte ich den Streifenwagen draußen vorfahren: Carl Costanza und sein Partner Big Dog.

»Habe ich mir gleich gedacht, dass du das bist, als der Anruf kam«, begrüßte mich Carl. »Ist ja auch schon vier Wochen her, dass du das letzte Mal eine Leiche gefunden hast. Es war mal wieder fällig.«

»So viele Leichen finde ich nun auch wieder nicht!«

»He«, sagte Big Dog, »trägst du da eine Kevlar-Weste?«

»Und neu ist sie auch«, sagte Costanza. »Hat noch keine Einschusslöcher.«

Die Polizei von Trenton ist Spitze, aber ihr Etat ist das Gegenteil. Als Polizist kann man in Trenton nur hoffen, dass einem der Weihnachtsmann eine kugelsichere Weste schenkt, denn Westen werden hauptsächlich durch gelegentliche Zuschüsse oder Spenden finanziert und nicht automatisch mit dem Dienstausweis ausgegeben.

Den Hausschlüssel von DeChooch hatte ich von dem Bund abgenommen und in meiner Tasche verstaut. Die beiden übrigen Schlüssel gab ich Costanza. »Loretta Ricci ist in dem Schuppen. Sie sieht nicht gerade vorteilhaft aus.«

Ich kannte Loretta Ricci vom Sehen, aber mehr auch nicht. Sie wohnte in Burg und war verwitwet. Ihr Alter schätzte ich auf fünfundsechzig. Manchmal hatte ich sie beim Einkaufen in der Metzgerei Giovichinni getroffen.

Vinnie beugte sich in seinem Stuhl vor und sah Lula und mich aus seinen zu Sehschlitzen verengten Augen böse an. »Wie bitte? Ihr habt DeChooch laufen lassen?«

»Es war nicht unsere Schuld«, sagte Lula. »Er hat sich davongeschlichen.«

»Verfluchte Hacke«, sagte Vinnie. »Hätte ich mir denken können, dass so ein Schleicher euch überfordert.«

»Hm«, sagte Lula. »Pass bloß auf.«

»Jede Wette, dass er sich in seinem Freizeitklub aufhält«, sagte Vinnie.

Vereine hatte es früher viele in Burg gegeben, und sie verfügten über Macht. Sie waren deswegen so mächtig, weil von dort aus das Nummernspiel betrieben wurde, eine Art Bingo. Dann trat der Staat Jersey auf den Plan und legalisierte das Glücksspiel, und die örtlichen Bingobetriebe gin-

gen den Bach runter. Heute gibt es nur noch wenige Freizeitklubs, und ihre Mitglieder sitzen rum und blättern in alten Ausgaben von *Modern Maturity*, dem Blättchen für jung gebliebene Rentner, oder tauschen sich über die Vorzüge ihrer Herzschrittmacher aus.

»Ich glaube nicht, dass sich DeChooch in seinem Verein aufhält«, sagte ich zu Vinnie. »Wir haben nämlich Loretta Ricci in seinem Geräteschuppen gefunden, mausetot. Ich glaube, DeChooch hat sich längst nach Rio abgesetzt.«

Weil ich nichts Besseres zu tun hatte, fuhr ich nach Hause zu meiner Wohnung. Der Himmel war wolkenverhangen, Nieselregen hatte eingesetzt. Es war früher Nachmittag, und der grauenvolle Anblick von Loretta Ricci hatte mich fertig gemacht. Ich stellte den Wagen auf dem Mieterparkplatz ab, stieß die Schwingtür aus Glas auf, die zur Eingangshalle führte, und fuhr mit dem Aufzug in den ersten Stock.

Nachdem ich die Wohnungstür aufgeschlossen hatte, ging ich schnurstracks zum Anrufbeantworter, dessen rotes Lämpchen aufgeregt blinkte.

Die erste Nachricht war von Joe Morelli. »Ruf an.« Es klang nicht sehr freundlich.

Die zweite Nachricht war von meinem speziellen Freund MoonMan. »Ej, Mann, ej«, sagte er. »Hier ist MoonMan.« Mehr nicht, das war alles.

Die dritte Nachricht war von meiner Mutter. »Womit habe ich das verdient?«, fragte sie. »Wieso muss meine Tochter ständig Tote finden? Was habe ich falsch gemacht? Emily Beebers Tochter findet nie Tote. Joanne Malinoskis Tochter findet nie Tote. Nur meine Tochter. Womit habe ich das verdient?«

In Burg sprechen sich Neuigkeiten schnell herum.

Auch die vierte und letzte Nachricht war von meiner Mut-

ter. »Ich koche heute zum Abendessen ein Hühnchen, und zum Nachtschisch gibt es gestürzten Ananaskuchen. Ich decke für dich mit. Könnte ja sein, dass du nichts anderes vorhast.«

Meine Mutter ging ganz schön ran mit ihrem Kuchen.

Hamster Rex schlummerte in der Suppendose in seinem Käfig auf dem Küchentresen. Ich klopfte an die Seitenwand und sagte Guten Tag, aber Rex rührte sich nicht. Nach einer anstrengenden Nacht in seinem Laufrad galt es, Schlaf nachzuholen.

Ich überlegte, ob ich Morelli gleich zurückrufen sollte, entschied mich aber dann dagegen. Bei unserem letzten Gespräch hatten wir uns zum Schluss laut angebrüllt. Die Mittagsstunden in Gesellschaft von Mrs. Ricci hatten mir jegliche Kraft geraubt, mich noch mit Morelli zu streiten.

Ich trottete ins Schlafzimmer, ließ mich aufs Bett fallen und dachte nach. Nachdenken ist fast das Gleiche wie ein Nickerchen machen, lediglich die Intention ist eine andere. Ich war gerade mit intensivem Nachdenken beschäftigt, da klingelte das Telefon. Als ich es endlich geschafft hatte, mich von meinem Zustand loszusagen, war niemand mehr in der Leitung, nur eine weitere Nachricht von Mooner auf dem Anrufbeantworter.

»Reinfall«, sagte Mooner. Sonst nichts. Das war alles.

MoonMan war bekannt für seine Selbstexperimente mit Medikamenten, und meistens redete er unzusammenhängendes Zeug. Für gewöhnlich war es das Beste, man ignorierte ihn einfach.

Ich guckte in meinen Kühlschrank und fand: ein Glas Oliven, einen matschigen, angebräunten Salatkopf, eine Apfelsine mit blauen Schimmelflecken und eine Flasche Bier. Keinen gestürzten Ananaskuchen.

Einige Kilometer weiter, im Haus meiner Eltern, gab es

gestürzten Ananaskuchen. Ich überprüfte den Hosenbund von meiner Jeans. Da gab es keinen Platz mehr. Wahrscheinlich brauchte ich den Kuchen gar nicht.

Ich trank das Bier und aß einige Oliven. Sie schmeckten nicht schlecht, aber es war kein Kuchen. Resigniert seufzte ich. Ich würde einknicken. Ich wollte Kuchen essen, unbedingt.

Meine Mutter und meine Oma standen schon in der Tür, als ich vor unserem Haus vorfuhr. Kurz nachdem Grandpa mit seinem Eimer voller Kleingeld zum ewigen Glücksspieler in den Himmel aufgestiegen war, hatte Grandma Mazur ihre Zelte bei meinen Eltern aufgeschlagen. Vergangenen Monat hatte sie endlich ihre Fahrprüfung bestanden und sich eine rote Corvette zugelegt. Es dauerte genau fünf Tage, und sie hatte genügend Knöllchen gesammelt, um ihren Führerschein wieder los zu sein.

»Das Hühnchen steht auf dem Tisch«, sagte meine Mutter. »Wir wollten uns gerade hinsetzen.«

»Du hast Glück, dass wir erst später mit dem Abendessen anfangen«, sagte Grandma. »Das Telefon stand nicht still. Loretta Ricci ist in aller Munde.« Sie ließ sich an ihrem Platz nieder und schlug die Serviette auf. »Es hat mich allerdings nicht überrascht. Ich habe schon vor einiger Zeit beobachtet, dass die Frau es drauf angelegt hat. Die war ja scharf wie Nachbars Lumpi. Ist ausgeflippt nach Dominics Tod. Mannstoll geworden.«

Mein Vater, am Kopfende des Tisches, sah aus, als hätte er sich am liebsten erschossen.

»Die ist bei den Seniorentreffen von einem Mann zum nächsten gehüpft«, sagte Grandma. »Ich habe gehört, sie wäre ziemlich freizügig gewesen.«

Das Fleisch wurde immer zuerst vor meinen Vater gestellt, damit er sich ein Stück aussuchen konnte. Wahrscheinlich meinte meine Mutter, wenn er mit Essen beschäftigt wäre, würde er nicht gleich bei jeder Gelegenheit den Impuls verspüren, vom Stuhl aufzuspringen und meine Oma zu erwürgen.

»Wie schmeckt euch das Huhn?«, wollte meine Mutter wissen. »Ist es auch nicht zu trocken?«

Nein, antworteten alle, das Huhn sei nicht trocken. Das Huhn sei genau richtig.

»Letzte Woche habe ich im Fernsehen einen Film über so eine Frau wie die Ricci gesehen«, sagte Grandma. »Diese Frau war auch mannstoll, und einer der Männer, mit denen sie anbändelte, war ein Außerirdischer. Der hat sie auf sein Raumschiff mitgenommen und alles Mögliche mit ihr angestellt.«

Mein Vater beugte sich noch tiefer über seinen Teller und murmelte etwas Unverständliches, nur die Worte »verrückte alte Schachtel« waren klar und deutlich zu vernehmen.

»Was ist mit Eddie DeChooch?«, fragte ich sie. »Glaubst du, dass Loretta mit dem auch rumgemacht hat?«

»Nicht dass ich wüsste«, sagte Grandma. »Loretta stand auf scharfe Typen, und Eddie DeChooch kriegte keinen mehr hoch. Ich bin ein paar Mal mit ihm ausgegangen, und was zwischen seinen Beinen hing, war schlaff wie eine verwelkte Blume. Ich konnte machen, was ich wollte, da pasierte null.«

Mein Vater sah Grandma an und ein Bissen Fleisch fiel ihm aus dem Mund.

Meine Mutter, am unteren Ende des Tisches, bekam einen hochroten Kopf. Sie atmete schwer und bekreuzigte sich. »Heilige Mutter Gottes«, sagte sie.

Ich spielte mit meiner Gabel. »Sag mal, würdest du mir noch ein Stück gestürzten Ananaskuchen geben, auch wenn ich jetzt gleich gehe?«

»Nein. Nie wieder würde ich dir einen geben«, drohte meine Mutter.

»Wie hat Loretta ausgesehen?«, fragte Grandma. »Was hat sie angehabt? War ihre Frisur zurechtgemacht? Doris Szuch hat mir gesagt, sie hätte Loretta noch gestern Nachmittag im Supermarkt getroffen, dann kann sie also nicht allzu verwest und von Würmern zerfressen gewesen sein.«

Mein Vater griff nach dem Tranchiermesser, aber meine Mutter hielt ihn mit einem eiskalten Blick in Schach, der »nicht mal denken darfst du an so was« besagte.

Mein Vater war früher bei der Post gewesen, heute ist er Rentner. Halbtags verdingt er sich als Taxifahrer, er kauft nur amerikanische Autos, und wenn meine Mutter mal nicht zu Hause ist, raucht er hinter der Garage Zigarren. Ich glaube nicht, dass er Grandma Mazur tatsächlich mit dem Tranchiermesser erstochen hätte – dennoch, würde sie an einem Hühnerknochen ersticken, er wäre vermutlich nicht untröstlich.

»Ich bin auf der Suche nach Eddie DeChooch«, sagte ich zu Grandma. »Ein NVGler. Hast du eine Ahnung, wo er sich verstecken könnte?«

NVG war unsere Abkürzung für »nicht vor Gericht erschienen«.

»Er hat zwei Freunde, Ziggy Garvey und Benny Colucci. Und dann wäre da noch sein Neffe Ronald.«

»Glaubst du, dass er das Land verlassen hat?«

»Nur weil er Loretta ein paar Kugeln verpasst hat? Das kann ich mir nicht vorstellen. Er wurde schon des Öfteren des Mordes verdächtigt, und nie hat er das Land verlassen. Jedenfalls habe ich nie davon gehört.«

»Ich halte das nicht mehr aus«, sagte meine Mutter. »Ich halte es nicht mehr aus, dass meine Tochter geflohenen Mördern nachstellt. Was fällt Vinnie ein, dir diesen Fall zu übertragen?« Sie warf einen Blick hinüber zu meinem Vater. »Frank. Er kommt aus deiner Familie. Red du doch mal mit ihm.« Meine Mutter wandte sich wieder an mich. »Warum kannst du nicht so sein wie deine Schwester Valerie? Sie ist glücklich verheiratet und hat zwei Kinder. Die findet keine Leichen und stellt keinen Mördern nach.«

»Stephanie ist doch auch fast glücklich verheiratet«, sagte Grandma. »Sie hat sich letzten Monat verlobt.«

»Siehst du vielleicht einen Ehering an ihrem Finger?«, fragte meine Mutter.

Alle schauten auf meine bloßen Finger.

»Ich will nicht darüber reden«, sagte ich.

»Ich glaube, Stephanie ist hinter einem anderen her«, sagte Grandma. »Ich glaube, die macht diesem Ranger schöne Augen.«

Mein Vater hielt inne, die Gabel mitten in einem Berg Kartoffeln. »Diesem Kopfgeldjäger? Dem Schwarzen?«

Mein Vater war ein Heuchler in Sachen Gleichberechtigung. Er malte keine Hakenkreuze an Kirchenwände, und er diskriminierte auch keine Minderheiten. Aber wenn man nicht italienischer Abstammung war, meine Mutter ausgenommen, dann gehörte man einfach nicht dazu.

»Er ist Amerikaner kubanischer Abstammung«, sagte ich. Meine Mutter bekreuzigte sich noch mal.

Die Originalausgabe erschien 2001
unter dem Titel »Seven up«
bei St. Martin's Press, New York

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

4. Auflage

Taschenbuchausgabe Oktober 2003

Copyright © der Originalausgabe 2001

by Evanovich Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Zefa/T. Reed

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Titelnummer: 45628

AB · Herstellung: Sebastian Strohmaier

Made in Germany

ISBN 3-442-45628-2

www.goldmann-verlag.de